

Leben in den Sundarbans

Text und Fotos von Ingrid Decker

Die Sundarbans, die "schönen Wälder", im Süden Kalkuttas, sollen das größte Waldgebiet der Erde sein, das von den Gezeiten beeinflusst wird. In klassisch indischen Epen und Legenden werden die Sundarbans als das Land der Wunder beschrieben und auch der indische Dichter Kalidasa erwähnt diese Landschaft in seinen Werken. Es gibt keine Straßen in dieser Wildnis, nur auf dem Wasserweg kann man sich durch dieses Gewirr aus Inseln bewegen. Indien teilt sich dieses Flußdelta mit Bangladesh. Auf der indischen Seite leben 2,5 Millionen Menschen auf 54 größeren und unzähligen kleineren Inseln. In jedem Jahr werden Fischer Opfer von Wirbelstürmen, Piraten gehen auf Menschenraub. Gefürchtet wird aber vor allem der Bengalische Königstiger, für den dort ein Schutzreservat eingerichtet wurde. Die Sundarbans sind Lieferanten von Reis, Jute, Gemüse, Holz, Parafin, Fischen und Honig für den Markt in Kalkutta. Eine reiche Auswahl an Meeresfrüchten ist für den Export nach Japan bestimmt.

Eine Reise zur einzigen Touristen-Lodge in den Sundarbans beginnt im "Dschungel der Bürokratie", im 'Writers Building' in Kalkutta, Sitz der Regierung des Bundesstaates Westbengalen. Von außen ähnelt das Gebäude einem altenglischen 'Highcourt' aus rotem Backstein, reich an Erkern und Verzierungen. Ist man erst einmal drinnen, entpuppt es sich als kafkascher Alptraum: lange Gänge, dunkle Treppenaufstiege, die zu riesigen Büros führen, in denen meterhohe Regale, bis zur Decke vollgepackt mit losen Schriftstücken, die Beamten umgeben. Das 'Forestdepartment' stellt das Permit für Ausländer unbürokratisch schnell aus, die das Tigerreservat in den Sundarbans besuchen wollen.

Mit der Eisenbahn geht es zunächst nach Cuning, einem geschäftigen Hafen am Matla-Fluß. Lord Cuning, einer der zahlreichen Vizekönige der englischen Kolonialmacht in Indien, gab der Ansiedlung den Namen. Auf den engen Bazargassen drängen sich Händler und Reisende auf dem Weg hinunter zum Fluß.

Bereits um drei Uhr morgens erwacht Cuning zum Leben, wenn Bauern und Fischer ihre Erzeugnisse für den Weitertransport nach Kalkutta verladen. Jeden Tag kommen etwa 50.000 Menschen aus dem Gebiet der Sundarbans zum Markt nach Cuning und diesem Ansturm ist der Bazar nicht gewachsen: in der Regenzeit ist der Marktbereich verschlammmt, in den heißen Sommermonaten herrscht Wassermangel. Im ganzen Ort gibt es keine einzige Toilette und Abfallhaufen türmen sich in den Ecken.

Noch im letzten Jahrhundert war Cuning ein wichtiger Hafen, in dem auch große Schiffe anlegen konnten. Heute ist der Matla-Fluß verschlammmt und selbst kleinere Boote bleiben oft stecken im klebrigen steingrauen Untergrund. Die ankommenden Fähren sind mit Menschentrauben gefüllt, die auf kürzeren Strecken dicht zusammengedrängt stehend die Flußläufe überqueren. Das Wasser ist nicht tief, aber gefährliche Unterströmungen führen zu Katastrophen, wenn ein Boot kentert.

Die Bewohner Cunnings leben in strohgedeckten Lehmhäusern rund um den Bazar. Was in den Sundarbans produziert wird, können sich die meisten nicht leisten. So z.B. das Feuerholz, das Männer unter Lebensgefahr im Dschungel sammeln. Als Brennmaterial benut-

zen die Frauen eine Masse aus Lehm und Kohlenstaub, die zu Kugeln geformt dann in der Sonne getrocknet wird.

Ehe die Engländer die Sundarbans in Besitz genommen haben, sollen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts portugiesische Piraten hier Menschen geraubt haben, um sie dann auf Sklavenmärkten rund ums Arabische Meer zu verkaufen, was viele Bewohner aus Furcht auf das Festland vertrieb. 1766 übernahmen die Briten als Verwalter dieses Gebiet. Großen und kleinen Pächtern wurde Ackerland für 99 Jahre übertragen.

Adivasis wie Santals, Mundas und Bhunjis siedelte man als billige Arbeitskräfte an, die, nachdem sie die Wälder gerodet hatten, das Land bearbeiteten. Die Landbesitzer hatten die Aufgabe, Steuern für die kostspielige Administration der Kolonialherren einzutreiben.

Die Bugspitzen der dunklen Holzboote im Hafen von Cuning ragen hoch über die Uferbefestigung und bieten so die Möglichkeit zum einsteigen. Dicht gedrängt sitzen die Fahrgäste mit aufgespannten Regenschirmen als Schutz gegen die unerbittliche Sonne. Die Barkasse soll uns zunächst nach Basanti bringen, der zweiten Station auf dem langen Weg zur Touristen-Lodge im Tigerreservat.

Beim Auslaufen aus der flachen Hafenerinne bleiben wir erstmal im Schlamm stecken, doch ein paar Bootsjungen springen ins Wasser und graben mit den Händen das Boot wieder frei. Routinarbeit, wie es scheint! Dann tuckern wir an befestigten Ufern entlang. Im seichten Wasser ziehen Frauen und Kinder Reusen hinter sich her. Sie sammeln Setzlinge für Farmen, in denen Meeresfrüchte in geschützten Becken gezüchtet werden, die dann vor allem für den Export nach Japan bestimmt sind. Delikatessen wie Garnelen und Hummer werden wegen der hohen Preise nur noch selten in den Markthallen von Kalkutta angeboten.

Nach drei Stunden erreichen wir Basanti, das nur aus einem Anlegesteg und einer Gasse mit Verkaufsbuden besteht. Auf der Fahrt über die Basantihalbinsel mit einer Rikscha gleitet ein indisches Schleswig-Holstein an uns vorbei: geräumige mit Stroh gedeckte Häuser, umgeben von schnurgeraden Alleen, dazwischen Felder. Darauf wachsen je nach Jahreszeit, Reis, Jute oder Gemüse.



Der Hafen von Cuning

Ständig bildet sich hier neues Land aus Sumpf und Treibsand, der von den Flüssen bis zur Mündung transportiert wird. Diese Landgewinnung wird 'abads' genannt und die Urbarmachung geschieht durch Eindeichungen, wodurch das Salz durch Regenwasser ausgewaschen wird, die Tide aber abgeschirmt bleibt. Es dauert drei bis fünf Jahre bis der erste Reis gepflanzt werden kann. Die gezeitenabhängigen Flußarme bekommen immer weniger Süßwasser, Kanäle werden durch Sandansammlungen unterbrochen, neue Inseln entstehen und alte vergrößern sich.

Von der Landwirtschaft allein können die meisten Familien in den Sundarbans nicht leben. Zusätzlich gehen die Männer fischen oder sammeln Holz im Dschungel. Sie leben gefährlich, denn die Fischer müssen die Zeit der Nordostwinde im Sommer und vor allem die Wirbelstürme im Herbst meiden, die in jedem Jahr zu Unfällen führen. Dennoch bieten die Boote selbst bei schlechtem Wetter immer noch mehr Schutz als das Land, wo Tiger und Krokodile ihren Lebensraum verteidigen. Und hier ist der Arbeitsplatz der Honigsammler, die sich in Gruppen ihren Weg durch den Urwald bahnen. Mit Gesichtsmasken auf dem Hinterkopf versuchen sie Tiger abzuschrecken. Sie ständig der Gefahr be-

wußt, stoßen sie abwechselnd Schreie aus, während sie die Bienenstöcke in den Bäumen austrüchern, um an den begehrten Honig zu kommen.

277 Bengalische Königstiger halten sich in dem 2.585 Quadratmeter großen Tigerreservat auf. Manchmal verirrt sich aber auch ein Raubtier in das bevölkerte Umland. An das Salzwasser gewöhnt, kann ein Tiger weite Strecken schwimmen. Jemand erzählt uns, daß sich einmal ein Tier in die Küche eines Inselbewohners geschlichen habe. Den Schrecken der Hausfrau, die vom Feld zurückkam, kann man sich vorstellen. Geistesgegenwärtig soll sie die Tür versperrt haben, um dann Hilfe zu holen. Seit die Tiger in Indien unter Schutz stehen, wächst die Population in den Sundarbans. Ebenso wächst aber auch die Bevölkerung und in jedem Jahr werden rund 40 Menschen Opfer der Raubkatzen. Laut Statistik greifen sie zunächst die rechte, aktive Hand an, erst dann den Nacken. Die Tiere nutzen die verminderte Aufmerksamkeit des Menschen beim Beginn der Arbeit und am Nachmittag. Nachts holen sie sich ihre Opfer auch von Schiffen herunter. Wie lange wird es dauern, bis Menschen wieder auf Tigerjagd gehen?

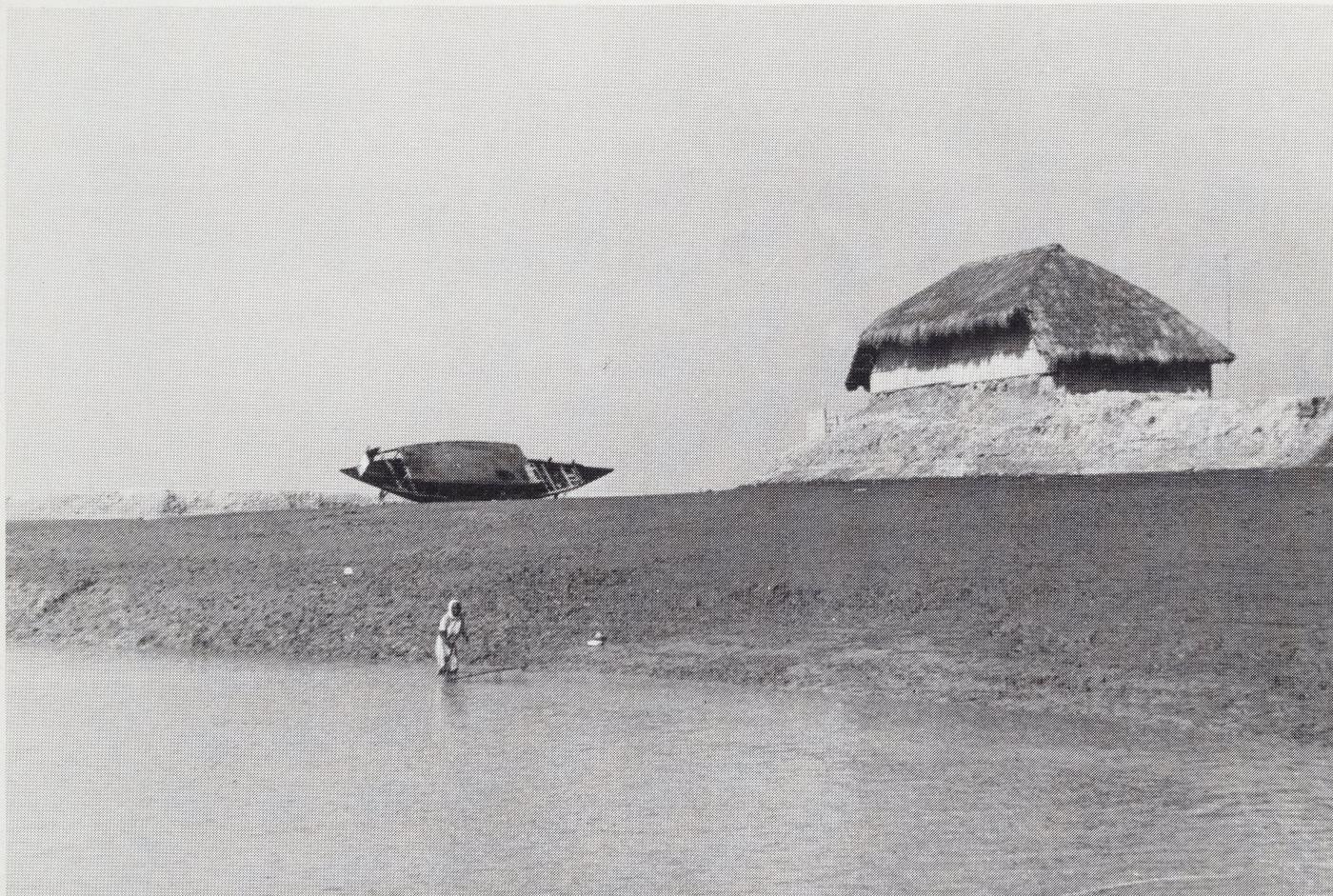
Die Furcht vor dem Tiger spiegelt sich in einer populären Ballade wieder. Da

wird von Banbibi erzählt, der Göttin des Waldes, die Dukhi, den einzigen Sohn einer Witwe, vor Dakshinray, dem gefräßigen Tigergott, rettet. Nicht noch mehr Menschenopfer soll er verlangen, sondern sich von den Tieren des Waldes ernähren. Banbibi, die Waldgöttin, wird von Hindus und Moslems gleichermaßen verehrt.

Zwei weitere Wasserläufe müssen überquert werden, bis wir in der Touristenlodge in Sajnakhali ankommen. Neun Stunden hat die Fahrt von Kalkutta gedauert, das nur 100 Kilometer entfernt liegt. Die Lodge ist abgesichert wie ein Gefängnis: fünf Meter hohe Stacheldrahtzäune umgeben das "Menschengehege", vergitterte Treppenaufgänge führen zu den Zimmern, die auf Pfählen hoch über dem Erdboden an einer Veranda entlang aufgereiht sind.

Am nächsten Morgen schippern wir mit einer Barkasse durch das Gewirr von Flußläufen. Der Motor macht solch einen Lärm, daß wir kaum befürchten müssen, einen Tiger zu Gesicht zu bekommen. Aber die Spannung ist da. Doch nur ein paar Kormorane werden durch unser Kommen aufgeschreckt.

Es ist Flut und die Mangroven am Ufer stehen im Wasser. Mangroven haben weit ausgelegte Wurzeln und so können sie selbst im Sumpf Halt finden.



Eine Frau fischt Krabbensetzlinge

Nach einer Stunde hält die Barkasse an einem hocheingezäunten Landungssteg, von dem eine Treppe zu einem Aussichtsturm führt. Unter uns liegt ein Süßwaserteich, zu dem manchmal Tiere zur Tränke kommen. Außer einem Affen gibt es aber nichts zu sehen. Es ist einfach sehr still hier. Im Winter brüten in den Wäldern Zugvögel aus Sibirien, beheimatet sind Seeadler und Kormorane. Feinde haben sie viele: nicht nur der bengalische Königstiger, sondern auch kleinere Dschungelkatzen suchen nach Beute. Hier gibt es Königskobras, Pythonschlangen und das größte Meereskrokodil.

Nach langem, vergeblichem Warten steigen wir wieder ins Boot und fahren einen schmalen Flußlauf aufwärts. An einer Stelle, die nur zehn Meter breit ist, sollen die Tiger im Herbst ihr Revier wechseln. Ihre Tatzenabdrücke im Schlamm werden einzeln aufgenommen und nachgezeichnet. Seit einigen Jahren können die Abdrücke mit Hilfe des Computers mit denen des Vorjahrs verglichen werden. So findet man heraus, welche Bewegungen es in der Tigerpopulation gegeben hat.

Es ist Nachmittag und die Tide ist um mehr als drei Meter gefallen. Aus dem weichen Uferboden ragen die Wurzeln der Mangroven aus dem Wasser. Wie ein

Stativ halten sie den Mutterbaum. Der endlose Dschungel, der sich zu beiden Seiten des Flußes erstreckt, liegt wie tot in der unerträglichen Hitze: eine Einöde aus Wasser, Sumpf und Mangroven unter einem bleigrauen Himmel.

Doch oft täuscht die Stille. Wie zu Zeiten der Portugiesen nutzen heute Piraten das Brahmaputra-Ganges-Delta mit seinem verwirrenden Muster aus Tausenden von Wasserläufen als Versteck und Jagdgebiet. Fischer werden meistens die Opfer, die man dann nur gegen ein hohes Lösegeld freiläßt. Angeblich kommen die Piraten aus Bangladesch, es sind immer die Anderen!

Der Grenzschutz und die Beamten des Tigerreservates, die Patrouille fahren, haben oft andere Sorgen, als sich um die Sicherheit der Fischerboote zu kümmern. Sie spüren illegale Grenzgänger und Wilderer auf. Die aber meiden, genauso wie die Piraten und die Tiger, Boote, deren Besatzung bewaffnet ist. Heute dürfen nur noch Fischer, Holz- und Honigsammler das Gebiet des Tigerreservates betreten, wenn sie eine Versicherung abgeschlossen haben.

Um den Gefahren und Problemen in den Sundarbans etwas entgegenzusetzen, hat sich die 'Sundarbans Peoples Convention' gegründet, eine Selbsthilfeorganisation neben vielen anderen. Gemein-

sam, nicht durch Entscheidungen von oben, sollen Maßnahmen getroffen werden, mehr Ausbildungsstätten und Arbeitsplätze für die wachsende Bevölkerung zu schaffen. Auch für Strom und Bewässerung soll gesorgt werden. Die Sundarbans bilden einen natürlichen Schutzwall bei Stürmen und Fluten für die Metropole Kalkutta, als "Gegenleistung" haben sie von dort aber wenig Hilfe zu erwarten. Es gibt kein Geld, um zerstörte Uferbefestigungen zu reparieren oder das antiquierte Transportsystem zu modernisieren. Entwicklungsprojekte werden schon auf dem Papier zu Streitobjekten zwischen der Bevölkerung, den politischen Parteien und Kriminellen. 1971 wurde ein Entwicklungsplan der 'Calcutta Municipality Planning Organisation' erstellt und ein Report veröffentlicht, dem viele weitere folgten. Alles Bemühungen nur auf dem Papier, denn bisher ist wenig geschehen.

Die Menschen hier sind geduldig. Für sie gibt es Schlimmeres: sie leben mit Gefahren und Angst regiert ihr Leben. Nach Einbruch der Dunkelheit wagt sich kaum jemand aufs Wasser oder in freies Gelände, aus Angst vor Piraten und Tigern. Abends sind dafür die Lautsprecher in den Bazarstraßen von Cuning kilometerweit zu hören. Hier gibt es Sicherheit und etwas Unterhaltung.